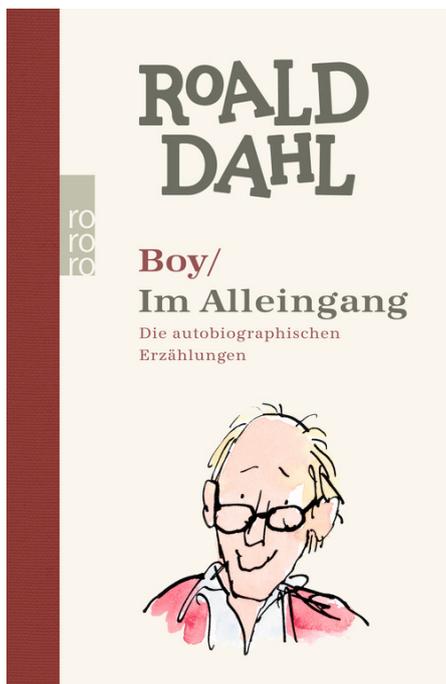


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29034-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Roald Dahl

*Boy*  
*Im Alleingang*

Die autobiographischen Erzählungen

Aus dem Englischen von Adam Quidam und Hermann Stiehl

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Sonderausgabe September 2016  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, September 2016  
*Boy. Schönes und Schreckliches aus meiner Kinderzeit*  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, März 1986  
Copyright © 1986 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Die Originalausgabe erschien 1984 unter dem Titel «Boy. Tales of Childhood»  
bei Jonathan Cape Ltd., London  
«Boy: Tales of Childhood» Copyright © 1984 by Roald Dahl Nominee Ltd.  
*Im Alleingang. Meine Erlebnisse in der Fremde*  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, April 1988  
Copyright © 1988 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Die Originalausgabe erschien 1986 unter dem Titel «Going Solo»  
bei Jonathan Cape, London  
«Going Solo» Copyright © Felicity Dahl and the other  
Executives of the Estate of Roald Dahl  
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt  
Umschlagillustration Quentin Blake  
Satz Dante MT PostScript, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 29034 3



# Inhalt

Inhalt

Boy

## **Eine Autobiographie ...**

### **Auftakt**

Papa und Mama

Im Kindergarten

### **Domschüler in Llandaff**

Das Fahrrad und der Bonbonladen

Der Große Mäusestreich

Mr. Coombes, der Herr Direktor

Rache ist süß

Ferienreise nach Norwegen

Die Zauberinsel

Beim Arzt

### **Im Internat**

Der erste Tag

Nach Hause schreiben

Die Heimleiterin

Krank vor Heimweh

Eine Autofahrt mit Hindernissen

Captain Hardcastle

Ellis und die Eiterbeule

Ziegentabak

### **Eine noble Schule**

Die vornehme Schuluniform

Boazers

Der Direktor

Schokolade, Schokolade

Corkers

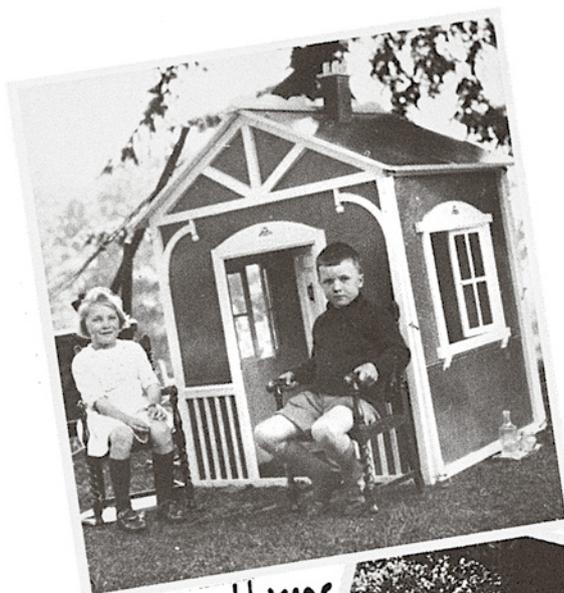
Mit allen Schikanen

Rasensport und Foto-Fan

Nach der Schule

**Im Alleingang**  
**Hinaus in die Welt**  
**Daressalam**  
**Simba**  
**Die Grüne Mamba**  
**Der Krieg beginnt**  
**Mdisho, der Mwanumwezi**  
**Flugausbildung**  
**Überlebt**  
**Erste Feindbegegnung**  
**Der Munitionstransporter**  
**Die Luftschlacht von Athen – der 20. April**  
**Der vorletzte Tag**  
**Das Fiasko von Argos**  
**Palästina und Syrien**  
**Nach Hause**  
    1. Kapitel  
    2. Kapitel

## Auftakt



Wendy House



Hilfild, Ellen und Else,  
ich und Astrid in Radeby

## Papa und Mama

Mein Vater hieß Harald Dahl. Er war Norweger. Er stammte aus dem Städtchen Sarpsborg in der Nähe von Oslo. Sein Vater, also mein Großvater, war ein gutsituierter Kaufmann, bei dem ganz Sarpsborg einkaufte. Sein Laden führte praktisch alles: Käse, Draht und Hosenknöpfe.

Ich schreibe dies im Jahre 1984, aber dieser Großvater – man hält es kaum für möglich – wurde bereits 1820 geboren, kurz nach der Schlacht bei Waterloo, wo der französische Kaiser Napoleon endgültig besiegt wurde von den Engländern und den Preußen. Wenn mein Großvater heute noch am Leben wäre, wäre er jetzt einhundertvierundsechzig Jahre alt. Und mein Vater wäre heute einhundertvierundzwanzig Jahre alt. Was das Kinderzeugen angeht, haben mein Vater wie mein Großvater erst sehr spät damit angefangen.

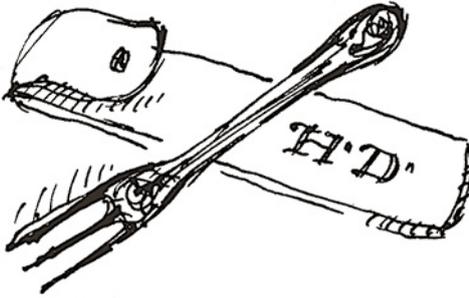
Als mein Vater vierzehn war, das ist also immer noch über hundert Jahre her, musste er einmal zu Hause auf das Dach klettern und ein paar lose Ziegel festmachen. Er rutschte aus und stürzte ab. Sein linker Unterarm war gebrochen. Sofort jagte jemand los, um den Arzt herbeizuholen. Der kam dann auch nach einer halben Stunde: Herr Doktor kutscherte sein Pferdewägelchen selbst, so vornehm und volltrunken wie immer. Er war so blau, dass er den gebrochenen Arm für eine verrenkte Schulter hielt.

«Das haben wir gleich wieder eingerenkt», verkündete er, und schon wurden zwei Männer von der Straße geholt, um beim Ziehen zu helfen. Sie mussten mit vereinten Kräften meinen Vater packen, der Arzt griff sich den gebrochenen Arm, hielt ihn am Handgelenk fest und brüllte: «Los, Leute, ziehen! Zieht, was das Zeug hält!»

Der Schmerz muss entsetzlich gewesen sein. Der arme Junge schrie und schrie, bis seine Mutter, die die ganze Prozedur aus nächster Nähe mit ansehen musste, «Halt!», rief. Da hatten die beiden Hilfszieher aber schon alles kaputtgemacht: Ein spitzes Stück Knochen hatte sich bereits durch die Haut gebohrt.



Dies geschah 1877, als die Unfallchirurgie noch längst nicht so weit war wie heute. Damals wurde der Arm einfach amputiert – ruck, zuck, ein Schnitt durch den Ellenbogen, und mein Vater musste für den Rest seines Lebens mit nur einem Arm auskommen. Zum Glück war es der linke Arm, den man ihm abschnitt. Denn im Lauf der Zeit brachte er sich bei, fast alles, was er wollte, mit den fünf Fingern seiner rechten Hand zu bewerkstelligen. Zum Beispiel konnte er sich die Schuhe genauso schnell zuschnüren wie jeder andere, und weil er beim Essen auf das Messer verzichten musste, schliff er sich die Außenzinken seiner Gabel zu einer Schneide zurecht, sodass er Messer und Gabel in einer Hand führen konnte. Dieses raffiniert ausgedachte Essbesteck bekam ein schönes schmales Lederetui und begleitete ihn in seiner Tasche überallhin. Der Verlust seines einen Armes hatte für ihn, so pflegte er zu sagen, nur eine ernster zu nehmende Unbequemlichkeit zur Folge: Es erwies sich als ein Ding der Unmöglichkeit, einhändig ein gekochtes Frühstücksei zu köpfen.



Mein Vater war rund ein Jahr älter als sein Bruder Oscar, aber die beiden verstanden sich ungewöhnlich gut. Als sie die Schule hinter sich gebracht hatten, unternahmen sie gemeinsam eine Wanderung, um sich über ihre Zukunftspläne klar zu werden. Sie fanden, eine so kleine Stadt wie Sarpsborg in einem so kleinen Land wie Norwegen – das war nicht das Richtige zum Reichwerden. Da gab es nach ihrer Meinung nur eines: Sie mussten auswandern in ein großes Land, also nach England oder nach Frankreich, wo das Geld nur so auf der Straße lag.

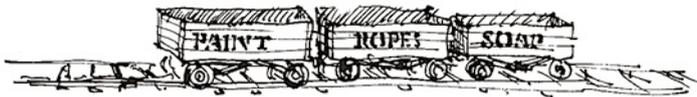
Ihr Vater, über zwei Meter groß und dabei ein gutmütiger Kerl, war nicht so ehrgeizig und unternehmungslustig wie seine beiden Söhne, weshalb er ihr Wahnsinnsvorhaben rundweg ablehnte. Als er sie nicht ziehen lassen wollte, liefen sie einfach so von zu Hause weg und schafften es beide irgendwie, sich an Bord eines Frachters nach Frankreich durchzuschlagen.

Von Calais gingen sie nach Paris, wo sich ihre Wege trennten, weil jeder auf seinen eigenen Füßen stehen wollte. Mein Onkel Oscar machte sich aus irgendwelchen Gründen nach Westen auf und zog nach La Rochelle an der Atlantikküste, während mein Vater einstweilen in Paris blieb. Wie diese beiden Brüder in verschiedenen Ländern Fuß fassen, wie jeder auf seine Weise ins Geschäft kam und sein Geld machte, das wäre schon eine spannende Geschichte, die hier aber nur flüchtig gestreift werden kann.

Nehmen wir zuerst meinen Onkel Oscar. La Rochelle war damals (wie heute) ein Fischereihafen. Mit vierzig Jahren war Oscar Dahl der reichste Mann der Stadt geworden. Ihm gehörte eine ganze Flotte von

Fischkuttern, genannt «Pêcheurs d'Atlantique», und dazu eine große Konservenfabrik für die Sardinen, die seine Kutter anlandeten. Er heiratete ein Mädchen aus den besten Kreisen, kaufte sich ein herrschaftliches Stadtpalais und obendrein ein großes Schloss auf dem Land. Er sammelte Louis-quinze-Möbel, wertvolle Gemälde und seltene Bücher, und alle diese schönen Dinge sind ebenso wie die Häuser und Grundstücke im Besitz der Familie geblieben. Das Schloss auf dem Lande kenne ich noch nicht, aber das Haus in La Rochelle habe ich vor einigen Jahren besucht: Es ist schon etwas Besonderes. Die Einrichtung besteht fast nur aus Museumsstücken.

Während Onkel Oscar sich in La Rochelle tummelte, legte sich sein einarmiger Bruder Harald (mein Vater) keineswegs auf die faule Haut. Er hatte nämlich in Paris einen anderen jungen Norweger getroffen, der hieß Aadnesen. Die beiden taten sich zusammen und wurden Schiffsausrüster. Ein Schiffsausrüster ist jemand, der ein Schiff im Hafen mit allem ausrüstet, was es für eine Seereise braucht: Treibstoff und Proviand, Taue und Anstreichfarben, Seife und Handtücher, Hämmer und Nägel und abertausend andere Sachen und Säckelchen. Ein Schiffsausrüster betreibt gewissermaßen einen großen Krämerladen für Schiffe. Der wichtigste Artikel, den er zu verkaufen hat, ist Treibstoff für die Schiffsmaschinen. In der damaligen Zeit gab es nur einen Treibstoff: die Kohle. Noch war die Epoche der Dieselmotoren nicht angebrochen. Alle Schiffe hatten Dampfkessel, und deswegen mussten diese alten Dampfer vor jeder Reise Hunderte, wenn nicht Tausende von Tonnen Kohle bunkern. Für Schiffsausrüster war Kohle wirklich schwarzes Gold.



Mein Vater und sein Geschäftsfreund Aadnesen begriffen das sehr gut. Und so beschlossen sie denn, sich als Schiffsausrüster in einem der gro-

ßen Kohlehäfen Europas niederzulassen. In welchem? Das lag auf der Hand. Der bedeutendste Bunkerplatz der Welt für Kohle war damals Cardiff in Wales. Also machten sich die beiden hoffnungsvollen jungen Männer auf den Weg nach Cardiff, unbeschwert und fast ohne Gepäck. Doch hatte mein Vater etwas bei sich, das war viel besser als Sack und Pack mit Hab und Gut. Nämlich seine Frau, eine junge Französin mit Namen Marie, die er in Paris gerade frisch geehelicht hatte.

In Cardiff wurde die Schiffsausrüsterei «Aadnesen & Dahl» gegründet. Man mietete ein Zimmer in der Bute Street: Das war das Kontor. Und nun begann das, was uns heute wie eine jener legendären Aufsteigergeschichten vorkommt. Dabei sah die Wirklichkeit ganz anders aus, der Erfolg stellte sich ein, weil diese beiden befreundeten Männer enorm hart gearbeitet haben und gute Ideen hatten. Nicht lange, und «Aadnesen & Dahl» hatte mehr Aufträge, als die beiden Inhaber allein bewältigen konnten. Man mietete größere Geschäftsräume und stellte Personal ein. Und sehr bald wurde so richtig gut verdient. Schon nach wenigen Jahren konnte mein Vater es sich leisten, sich in dem Dörfchen Llandaff bei Cardiff ein schönes Haus zu kaufen. Dort schenkte Marie, seine Frau, zwei Kindern das Leben, einem Mädchen und einem Jungen. Die zweite Entbindung hat sie selbst nicht überlebt.



## *Mama als Verlobte*

Als mein Vater sich langsam von diesem furchtbaren Schicksalsschlag erholte, wurde ihm klar, dass die beiden Kinderchen unbedingt und schnellstens eine Mutter brauchten, und sei es eine Stiefmutter. Obendrein litt er selber immer stärker unter dem Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins. Da gab es nur eines: Er musste sich halt eine neue Eheliebste suchen. Das war aber leichter gesagt als getan; ein verwitweter Norweger im fernen Wales kannte doch nicht viele Leute. Also nahm er sich Urlaub und reiste in seine alte Heimat Norwegen, wo er – wer weiß? – vielleicht das Glück hatte, unter seinen Landsleuten ein hübsches Mädchen zum Heiraten zu finden.

Tatsächlich ist er da oben in Norwegen, es war der Sommer 1911, während der Fahrt auf einem kleinen Küstendampfer im Oslofjord einer jungen Dame begegnet, die hieß Sofie Magdalene Hesselberg. Da er einer war, der sofort zupackte, wenn er etwas Interessantes sah, machte er ihr binnen einer Woche einen Heiratsantrag und stand kurz darauf mit ihr vor dem Traualtar.



Ich mit  
acht Monaten

Harald Dahl ging mit seiner norwegischen Frau in die Flitterwochen nach Paris und führte sie dann heim nach Llandaff. Die beiden waren so verliebt und glücklich, wie man nur sein kann. Vier Kinder gingen aus dieser Ehe hervor: erst ein Mädchen, dann noch ein Mädchen, dann ein Junge (das war ich) und dann im sechsten Ehejahr noch ein drittes Schwesterlein. Es gab jetzt also sechs Kinder in unserer Familie: zwei aus der ersten Ehe und vier aus der zweiten. Ein größeres (und noch schöneres) Haus musste her, an Geld dafür fehlte es nicht.

Ich war gerade zwei Jahre alt, als wir 1918 in ein herrschaftliches Landhaus am Rande eines kleinen Dorfes namens Radyr einzogen, das ungefähr zwölf Kilometer westlich von Cardiff lag. In meiner Erinnerung war das ein gewaltiges Gebäude mit Türmchen und Erkern, das mit seinen Veranden und Terrassen inmitten weiter Rasenflächen stand. Mehrere Hektar Ackerland und Wald gehörten dazu wie auch ein paar Häuschen für das Gesinde. Nicht lange, und die Wiesen wimmelten von Milchkühen, in den Koben drängten sich die Schweine, und im Hühnergehege scharrte das Federvieh. Es gab mehrere Ackergäule, riesige Tiere, die den Pflug zogen oder den Heuwagen. Wir hatten einen Ackerknecht und einen Rinderhirten, dazu ein paar Gärtner und allerlei Dienstboten im Haushalt. Kein Zweifel: Genau wie sein Bruder Oscar in La Rochelle hatte Harald Dahl es zu Wohlstand und Ansehen gebracht.



## Unser Haus in Rådgrø

Aber eine Sache hat mich an diesem Brüderpaar Harald und Oscar immer am meisten gewundert. Wie erklärt es sich, dass der eine wie der andere, obwohl sie aus sehr einfachen, ungebildeten Kleinstadtverhältnissen stammten, unabhängig voneinander einen lebhaften Sinn für das Schöne entwickelte? Sobald sie es sich leisten konnten, begannen sie ihre Häuser mit schönen Gemälden und edlen Möbelstücken zu schmücken. Darüber hinaus wurde mein Vater ein hervorragender Gärtner. Vornehmlich sammelte er Gebirgspflanzen. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie sie mit ihrem Mann zum Botanisieren in die raue Bergwelt Norwegens gezogen ist und wie ihr das Herz stehenblieb, wenn er einarmig steile Felswände hinaufkraxelte, um irgendein Alpenblümchen zu holen, das in schwindelnder Höhe auf einem Vorsprung wuchs. Er war auch ein vorzüglicher Holzbildner: Die Rahmen fast aller Spiegel im Hause hatte er selber geschnitzt. Ebenso war die Kaminverkleidung im Wohnzimmer das Werk seiner Hand: ein herrliches Ornament aus

Früchten und Blättern und Zweigen, alles geschnitzt aus schwerem Eichenholz.

Ein Brief von Papa

"The best  
tonic" both for body  
& brain I should say  
is plenty of fresh air  
& exercise. Long deep  
drafts of sea air before  
breakfast, in fact before  
every meal & shipping  
should beat any  
chemical concoction.

Er war ein unermüdlicher Tagebuchschreiber. Ich besitze noch eines seiner zahlreichen Notizbücher aus dem Ersten Weltkrieg. In diesen fünf Jahren hat er jeden Tag mehrere Seiten voll geschrieben mit seinen Beobachtungen und Bemerkungen zum aktuellen Geschehen. Geschrieben hat er mit dem Federhalter, und obwohl seine Muttersprache Norwegisch war, verfasste er seine Tagebucheinträge stets in tadellosem Englisch.

Er glaubte an eine wunderliche Theorie, wie er den Geist seiner Kinder empfänglich machen könne für alles Schöne. War meine Mutter schwanger, so wartete er die ersten sechs Monate ab, ehe er ihr verkündete, nun sei die Zeit für die «Lustpartien» gekommen. Diese «Lustpartien» bestanden darin, dass er sie hinausfuhr aufs Land in besonders schöne Gegenden und dort mit ihr täglich etwa eine Stunde lang spazieren ging, sodass sie die herrliche Umgebung in sich aufnahm. Es war seine Theorie: Wenn eine werdende Mutter regelmäßig die Schönheit

der Natur anschaut, dann geht diese Schönheit irgendwie auf den Geist des Ungeborenen in ihrem Inneren über, das dann später alles Schöne lieben wird. Diese vorgeburtliche Behandlung ließ er jedem seiner Kinder angedeihen.

## Im Kindergarten

Im Jahre 1920, als ich erst drei war, ist das älteste Kind meiner Mutter, meine Schwester Astrid, an einer Blinddarmentzündung gestorben. Bei ihrem Tod war sie sieben Jahre alt – genau wie Olivia, meine eigene älteste Tochter, als sie 42 Jahre später an Masern sterben musste.

Astri war eindeutig Vaters Lieblingskind. Er vergötterte sie. Ihr plötzlicher Tod raubte ihm die Sprache für mehrere Tage. Seine Trauer war so überwältigend, dass ihm, als ihn etwa einen Monat später eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager warf, nicht viel daran lag, ob er nun am Leben blieb oder nicht.

Wenn man damals schon Penicillin gehabt hätte, wäre weder ein entzündeter Blinddarm noch eine entzündete Lunge so bedrohlich gewesen. Aber ohne Penicillin oder ähnliche Antibiotika war besonders Lungenentzündung eine lebensgefährliche Krankheit. Wer eine Lungenentzündung hatte, kam nach vier bis fünf Tagen in einen Zustand, den man «die Krise» nennt. Das Fieber stieg immer höher, der Puls begann zu rasen. Der Kranke musste um sein Leben kämpfen. Und mein Vater wollte nicht kämpfen. Er dachte vermutlich immer nur an seine einziggeliebte Tochter und wollte wieder bei ihr sein – im Himmelreich. So starb er denn. Er war 57 Jahre alt geworden.

Meine Mutter hatte also innerhalb weniger Wochen eine Tochter und ihren Mann verloren. Es übersteigt das menschliche Vorstellungsvermögen, was eine solche doppelte Katastrophe für sie bedeutet haben muss. Die junge Frau aus Norwegen stand plötzlich allein da in einer fremden Umgebung und sah sich einem Berg von Problemen gegenüber. Sie trug nun allein die Verantwortung für fünf Kinder, drei eigene und zwei aus der ersten Ehe ihres Mannes, und um das Maß voll zu machen: das sechste Kind war unterwegs und sollte in zwei Monaten zur Welt kommen. Eine weniger starke Frau hätte höchstwahrscheinlich das Haus verkauft und die Koffer gepackt und wäre mit der ganzen Kinderschar zurück nach Norwegen gegangen. Drüben in der Heimat lebten ja noch ihre Eltern, die ihr auch beigestanden hätten, wie übrigens auch zwei unverheiratete Schwestern von ihr. Doch sie wählte nicht den bequemeren Weg. Ihr Mann hatte stets mit Nachdruck gesagt,

er wünsche für alle seine Kinder eine englische Schulerziehung. Englische Schulen seien die besten der Welt, sagte er. Sehr viel besser als die norwegischen, und immer noch besser als die walisischen, obwohl er doch in Wales wohnte und sein Geschäft dort hatte. Er war überzeugt, das englische Schulwesen müsse über ein magisches Geheimnis verfügen, mit dessen Hilfe aus den Schulkindern einer kleinen Insel am Rande Europas im Laufe der Zeit eine führende Macht, ein Weltreich wurde mit der bedeutendsten Literatur aller Zeiten und Länder. «Von meinen Kindern», verkündete er, «geht keines woanders zur Schule als nur in England.» Und meine Mutter war entschlossen, den Willen ihres gestorbenen Mannes in die Tat umzusetzen.

Dazu hätte sie eigentlich von Wales nach England umziehen müssen. Das wäre ihr aber noch zu früh gewesen. Fürs erste musste sie in Wales bleiben, wo sie Menschen kannte, die ihr mit Rat und Tat beistehen konnten, darunter vor allem der treueste Freund und Geschäftspartner ihres Mannes, Mr. Aadnesen. Wenn sie also nicht sofort aus Wales wegzog, so musste sie doch auf jeden Fall ein kleineres und praktischeres Haus haben. Mit ihren vielen Kindern hatte sie wahrlich alle Hände voll zu tun, da konnte sie sich einfach nicht auch noch um die Landwirtschaft kümmern. Kaum war ihr fünftes Kind (eine weitere Tochter) geboren, verkaufte sie das große Haus und zog in ein kleines in Llandaff, nur wenige Kilometer entfernt. Dieses Haus trug den stolzen Namen «Cumberland Lodge», war aber eigentlich nichts anderes als eine hübsche Vorstadtvilla mittlerer Größe. So kam es denn, dass ich zwei Jahre später, als ich sechs geworden war, zum ersten Mal unser Haus verließ und in Llandaff in den Kindergarten ging.

*Ich und Mamma  
in Rudolfs*



Dieser Kindergarten wurde von zwei Schwestern geleitet, die eine hieß Mrs. Corfield, die andere Miss Tucker. Ihr Institut hieß «Elmtree House»: Haus Ulme. Es ist erstaunlich, wie wenig man noch weiß aus den Jahren, bevor man sieben oder acht wurde. Von meinem achten Lebensjahr an kann ich alles Mögliche erzählen, aus der Zeit davor jedoch nur ganz wenig. Immerhin bin ich ein volles Jahr ins Ulmenhaus gegangen, aber wie zum Beispiel unser Spielzimmer ausgesehen hat, das weiß ich nicht mehr. Ebenso wenig habe ich eine Erinnerung daran, wie Mrs. Corfield und Miss Tucker ausgesehen haben, wenn ich mir auch vorstelle, dass sie lieb und fröhlich gewesen sind. Eine Szene hat sich in meiner Erinnerung gehalten: Ich sitze auf der Treppe und versuche unermüdlich, an meinem Schnürschuh eine Schleife hinzukriegen. Aber das ist auch schon alles, was ich nach so langen Jahren von meiner Kindergartenzeit noch weiß.



Ich mit sechs

Andererseits kann ich mich sehr lebhaft an den Weg zum Kindergarten und wieder nach Hause erinnern, denn da ging es immer höchst spannend zu. Und spannende Dinge sind vermutlich das Einzige, was einen Knaben von sechs Jahren wirklich interessiert, weshalb diese Dinge auch in seinem Gedächtnis haftenbleiben. Für mich gab es nichts Spannenderes als mein neues Dreirad. Jeden Tag fuhr ich damit zum Kindergarten, begleitet von meiner ältesten Schwester auf ihrem eigenen Gefährt. Es gab keine erwachsene Aufsichtsperson, und ich kann mich noch heute mit unglaublicher Frische daran erinnern, wie wir beiden mit rasendem Tempo die Straße hinunterpreschten und – das war immer das Beste! – unten in die Kurve gingen: kühn zur Seite gelehnt und nur auf zwei Rädern! Dergleichen war freilich nur in der guten alten Zeit möglich, als Autos noch ein seltener Anblick waren und kleine Kinder ohne weiteres mitten auf der Straße mit ihrem Dreirädchen laut juchzend zum Kindergarten sausen konnten.



So viel also über meine Erinnerungen an die Kindergartenzeit vor 62 Jahren. Viel ist es ja nicht, aber mehr ist einfach nicht erhalten geblieben.

## Domschüler in Llandaff



## Das Fahrrad und der Bonbonladen

Als ich sieben geworden war, meinte meine Mutter, jetzt sei ich zu groß für den Kindergarten und müsse auf eine richtige Knabenschule gehen. Es traf sich gut, dass keine zwei Kilometer von unserem Haus entfernt eine bekannte Vorschule für Knaben lag. Sie hieß «Llandaff Cathedral School» und stand als Domschule unmittelbar neben der Kathedrale von Llandaff. Sowohl die Kathedrale als auch die Schule steht nach wie vor am selben Ort und dient demselben Zweck.



*Die Kathedrale von Llandaff*

Und auch von diesen zwei Jahren, die ich als Sieben- bis Neunjähriger an der Domschule von Llandaff verbracht habe, weiß ich nur noch sehr wenig. Zwei Begebenheiten haben sich mir allerdings für immer eingepägt. Die erste hat kaum fünf Sekunden gedauert, und trotzdem werde ich sie nie vergessen.

Es war in meinem ersten Schuljahr. Ich befand mich auf dem Nachhauseweg und tippelte so vor mich hin über die Gemeindegewiese, als

plötzlich einer von den großen, zwölf Jahre alten Jungen in voller Fahrt etwa zwanzig Meter von mir entfernt auf seinem Fahrrad die Straße hinunterfegte. Die Straße führte über einen Hügel, und der große Junge kam von oben angesaust und begann auf meiner Höhe sehr schnell im Leerlauf rückwärts zu treten, was ein lautes Schwirren hervorrief. Gleichzeitig nahm er beide Hände vom Lenker und kreuzte lässig die Arme vor der Brust. Wie angewurzelt blieb ich stehen und schaute ihm hinterdrein. Was für ein toller Kerl das war! Pfeilschnell, wagemutig und, ach, so elegant in seinen langen Hosen mit ringförmigen Hosenklammern und seiner roten Schülmütze wundervoll schief auf dem Kopf! Eines Tages, so schwor ich mir, eines glorreichen Tages werde ich auch ein solches Fahrrad mein Eigen nennen, und lange Hosen werde ich tragen mit Hosenklammern an beiden Fesseln, und meine Schülmütze wird herrlich schief auf meinem Kopf sitzen, und ich werde bergab flitzen und rückwärts treten und freihändig fahren!

Kein Zweifel, wenn mich damals jemand gefragt hätte: «Was ist der größte Wunsch deines Lebens, mein Junge? Was willst du unbedingt einmal werden? Ein Arzt? Ein großer Musiker? Ein Maler? Ein Dichter? Oder gar der Schatzmeister des Königs?», ich hätte ohne Zögern geantwortet, mein einziger Wunsch, all mein Hoffen und Sehnen bestehe darin, so ein Fahrrad zu besitzen und damit bergab zu fahren – freihändig. Das wäre das Schönste für mich. Wenn ich nur daran dachte, fing ich an zu zittern.

Meine zweite und letzte Erinnerung an die Zeit in der Domschule von Llandaff ist ziemlich haarsträubend. Die Sache trug sich gut ein Jahr später zu, als ich gerade neun geworden war. Inzwischen hatte ich ein paar Freunde gefunden, und wenn ich mich morgens auf den Schulweg machte, war ich zunächst allein, traf dann aber im Verlauf des Fußmarsches mit insgesamt vier Klassenkameraden zusammen. Nach der Schule zogen wir zu fünft gemeinsam los, überquerten die Gemeindegewiese, bummelten durchs Dorf und strebten dann jeder nach Hause. Auf dem Hin- und Rückweg gingen wir immer am Süßigkeitengeschäft vorbei. Oder besser gesagt: Wir gingen nie daran vorbei, sondern blieben jedes Mal stehen. Wir drängten uns draußen vor dem kleinen Schaukasten und warfen sehnsüchtige Blicke auf die großen Glasgefäße vol-

ler Herrlichkeiten wie Zuckerklunker und Karamellen und Erdbeerbonsbons und Pfefferminzkissen und Saure Drops und Himbeerdrops und Zitronendrops und wie die süßen Sachen alle heißen. Jeder von uns bekam ein wöchentliches Taschengeld – Sixpence –, und wenn einer noch etwas in der Tasche hatte, strömten wir alle Mann in den Laden und gaben unsere letzten Pennys aus. Ich mochte am liebsten Brausepulver und Lakritzschnecken.



Einer meiner Klassenkameraden hieß Thwaites. Der sagte mir, ich solle bloß niemals Lakritzschnecken essen. Der Vater von Thwaites war Arzt, und der hatte gesagt, dass Lakritzschnecken aus Rattenblut hergestellt werden. Papa Thwaites hatte seinen Sohn einmal abends mit einer Lakritzschnecke im Bett erwischt, und da hat er ihm als Arzt ganz genau erklärt, was das eigentlich für ein Zeug ist. «Alle Rattenfänger im ganzen Land», hatte der Vater gesagt, «bringen ihre erlegten Ratten zur Lakritzschnecken-Fabrik. Der Fabrikdirektor zahlt für jede Ratte einen Dreier. Manche Rattenfänger sind Millionäre geworden, so viele tote Ratten haben sie an die Fabrik verkauft.»

«Aber wie macht man denn aus den Ratten Lakritze?», fragte der kleine Thwaites seinen klugen Vater.

«Man wartet, bis man zehntausend tote Ratten auf einem Haufen hat», erklärte der Vater. «Dann schüttet man den ganzen Rattenleichenberg in einen riesengroßen blanken Kessel aus Stahl und lässt ihn stundenlang kochen. Zwei Männer rühren mit langen Stangen in dem Kessel herum, bis sich ein dickes dampfendes Rattenragout bildet. Und nun wird ein Zerkleinerer in den Kessel gehalten, der die Rattenknochen und

die Rattenzähne zermalmt. Und so gewinnt man eine sirupartige Masse, die man Ratten-Püree nennt.»

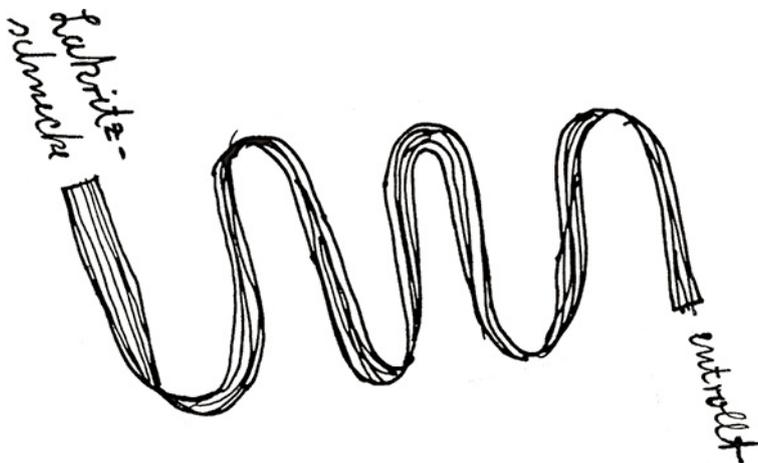
«Ja, aber wie machen die daraus dann die Lakritzschnecken, Papa?», hatte der kleine Thwaites gefragt, und diese Frage hatte laut Thwaites seinen Vater doch zu längerem Nachdenken bewogen. Schließlich war ihm des Rätsels Lösung eingefallen, und er beschrieb, wie das ging: «Die beiden Männer, die vorher umgerührt hatten mit ihren langen Stangen, ziehen sich jetzt Gummistiefel an und schaufeln das kochend heiße Ratten-Püree aus dem Kessel auf den Betonboden. Dann fahren sie mit einer Dampfwalze mehrere Male kreuz und quer darüber weg, bis alles platt und glatt daliegt. Das sieht jetzt aus wie ein riesiger schwarzer Pfannekuchen, und die Leute brauchen nur noch abzuwarten, bis es abgekühlt und etwas fester geworden ist. Dann schneiden sie es in schmale Streifen und rollen die zu Schnecken auf. Die darfst du ja nicht essen», hatte der medizinische Vater gesagt. «Denn sonst bekommst du die Rattitis.»

«Was ist denn eine Rattitis, Papa?», hatte der kleine Thwaites gefragt.

«Alle Ratten, die die Rattenfänger fangen, sind mit Rattengift vergiftet», hatte der Vater erläutert. «Von diesem Rattengift bekommt man Rattitis.»

«Ja, aber was passiert denn mit einem, wenn man das hat?», wollte der kleine Thwaites wissen.

Die Antwort des Vaters hatte gelautet: «Du kriegst dann auf einmal ganz scharfe und spitze Zähne. Und hinten etwas oberhalb vom Podex wächst dir ein Stummelschwanz. Leider gibt es keinerlei Mittel gegen Rattitis. Ich weiß das genau. Schließlich bin ich ja Arzt.»



Thwaites musste uns diese schaurig-schöne Geschichte immer wieder erzählen auf unseren gemeinsamen Schulwegen, so gut fanden wir sie. Aber außer Thwaites haben wir natürlich weiter unsere heiß geliebten Lakritzschnecken gekauft und genossen. Man bekam zwei für einen Penny, etwas Besseres konnte man in dem Lädchen nicht kriegen. Wer noch nie das Vergnügen hatte, eine Lakritzschnecke zu schlemmen, muss wissen: Das ist nicht einfach eine lange, süße, runde, schwarze Nudel. Es handelt sich vielmehr um einen langen, etwa fingerbreiten Streifen. Man kauft sie aufgewickelt als Röllchen oder Schnecke. Wenn man die Schnecke aufrollte und das eine Ende am ausgestreckten Arm in die Höhe hielt, berührte der Lakritzstreifen mit dem anderen Ende den Boden – so lang waren die Dinger damals!

Brausepulver bekam man ebenfalls zwei für einen Penny. Das Brausepulver steckte in einer Röhre aus gelber Pappe. Von oben her führte ein kurzer Strohalm aus Lakritz ins Innere. (Vorsicht, schon wieder Rattenblut, warnte uns Thwaites vor dem Strohalm aus Lakritze.) Man saugte das Brausepulver durch den Strohalm heraus, zum Schluss konnte man auch noch die Lakritze aufessen. Diese Brausepulverpackungen waren ein Hochgenuss. Das Pulver zischte und prickelte im Mund, und wenn man den Trick beherrschte, konnte man den weißen

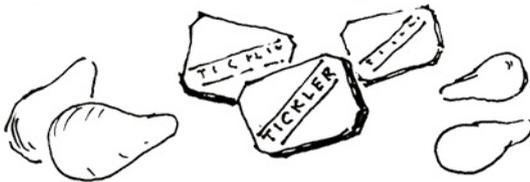
Schaum aus den Nasenlöchern hervorquellen lassen: Das sah dann nach einem mordsgefährlichen Wutanfall aus.

Dauerlutscher kosteten einen Penny. Das waren harte Zuckerkugeln von der Größe einer kleinen Tomate. So ein Dauerlutscher hielt etwa eine Stunde vor, auch wenn man unentwegt lutschte. Alle fünf Minuten konnte man den Lolli aus dem Mund nehmen und beobachten, wie er immer neue Farben annahm. Wir waren ganz fasziniert davon, wie aus Rot erst Blau, dann Grün und schließlich Gelb wurde. Zu gerne hätten wir gewusst, wie die Lollifabrik das Farbenwunder herstellte. «Wie machen die das?», fragten wir uns. «Wie bringen die es fertig, dass dauernd die Farbe wechselt?»

«Das kommt von der Spucke», dozierte der Knabe Thwaites. Er war Arztsohn und betrachtete sich folglich als Fachmann in allen Fragen, die mit dem Körper zu tun hatten. Er kannte sich zum Beispiel mit Narben aus und konnte uns sagen, wann wir frühestens die Kruste abkratzen durften. Er wusste auch, warum man ein blaues Auge bekam und warum das Blut rot war.

«Die Spucke ist es, die den Dauerlutscher immer andere Farben kriegen lässt», behauptete er hartnäckig. Wenn wir verlangten, er solle das doch mal beweisen, dann gab er zur Antwort: «Ihr würdet das ja doch nicht verstehen.»

Zuckerbirnen waren so toll, weil sie irgendwie gefährlich schmeckten: nach Nagellack, und der Gaumen hinten fühlte sich eisig an. Wir wurden ständig ermahnt, nur ja nichts von diesem Zeug zu lutschen, was unseren Verbrauch gerade dieser Sorte natürlich nur angekurbelt hat.



Da gab es auch die Rachenkratzer: harte viereckige Bonbons. Diese Rachenkratzer rochen und schmeckten ganz stark nach Chloroform. Wir waren felsenfest davon überzeugt, dass diese Dinger durchtränkt waren von dem gefürchteten Betäubungsmittel, das einen für mehrere Stunden am Stück bewusstlos machte, wie Thwaites uns unermüdlich predigte. «Wenn mein Vater jemandem ein Bein absägen muss», sagte er, «dann tröpfelt er etwas Chloroform auf einen Wattebausch, der Patient atmet das ein und ist sofort weg. Und dann kann mein Vater ihm in aller Gemütlichkeit das Bein absägen, und der merkt absolut nichts.»

«Aber was soll das Chloroform in den Bonbons?», fragten wir ihn.

Solche Fragen konnten Thwaites nicht aus der Ruhe bringen. Thwaites war einfach nie und durch nichts aus der Ruhe zu bringen. «Mein Vater hat gesagt, diese Rachenkratzer sind für gemeingefährliche Verbrecher in den Gefängnissen entwickelt worden», sagte er. «Da gibt man ihnen einen zu jeder Mahlzeit. Das Chloroform macht sie müde, und schon gibt es weniger Krawall.»

«Ja», sagten wir, «aber was hat das mit uns Kindern zu tun?»

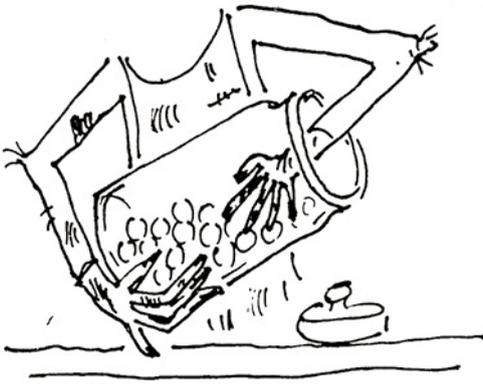
«Trick», sagte Thwaites. «Das ist ein Trick der Erwachsenen, damit wir uns schön ruhig verhalten.»

Für uns war damals, 1923, der Bonbonladen in Llandaff der Nabel der Welt – wie die Kneipe für den Trinker oder die Kirche für den Bischof. Ohne diesen Mittelpunkt hätte unser Leben wenig Sinn gehabt. Aber einen gravierenden Fehler hatte dieser Bonbonladen doch. Und zwar war dieser gravierende Fehler die Besitzerin. Die war einfach grässlich. Gehasst haben wir sie aus tiefster Seele – und übrigens aus den triftigsten Gründen.

Sie hieß Mrs. Pratchett. Das war eine kleine schrumpelige alte Hexe mit Borsten auf der Oberlippe und einem säuerlich verkniffenen Mund. Lächeln gab es bei ihr nicht. Sie begrüßte uns nie, wenn wir ihren Laden betraten. Wenn sie überhaupt mal etwas von sich gab, dann war das immer etwas Meckeriges wie: «Ich seh alles gaaanz genau! Nehmt bloß endlich eure Klaufinger von der Schokolade weg!» Oder: «Ihr sollt hier nicht bloß zum Gucken reinkommen! Entweder ihr kauft was, oder ihr verschwindet!»

Das Eklige an Mrs. Pratchett war der Dreck, den sie an sich hatte. Ihre Schürze war grau und schmierig. Ihre Bluse war übersät mit Frühstücksrösten: Toastkrümel, Teeflecken, Eigelbspritzer. Das Schlimmste vom Schlimmen waren aber nun mal ihre Hände. Einfach zum Schlechtwerden waren die. Die reinsten Dreckpfoten, schwarz und rußverschmiert. Die sahen aus, als hätte sie den ganzen Tag mit bloßen Fingern Kohlebrocken ins Feuer geworfen. Und nun stelle man sich bitte vor, wie sie mit diesen Ekelkrallen in die Glashäfen hineingrapschte und uns Sahnetoffees oder Gummibärchen oder Nusskrokant oder solche leckeren Sachen hervorkramte. In jener Zeit gab es noch kaum Hygienevorschriften, und kein Mensch, schon gar nicht Mrs. Pratchett, wäre auf die Idee gekommen, zum Herausholen der Süßigkeiten eine kleine Schaufel zu nehmen, wie man das heute tut. Wer mit ansehen musste, wie sie ihre kohlrabenschwarze rechte Hand mit den Trauerrändern unter den Fingernägeln in den Sahnetrüffeln herumwühlte, der hätte sich nicht gewundert, wenn vor diesem scheußlichen Anblick sogar ein ausgemergelter Bettler die Flucht ergriffen hätte. Aber wir nicht! Süßigkeiten waren für uns das Wichtigste im Leben. Wir hätten noch ganz andere Sachen ausgehalten, um an Süßigkeiten heranzukommen. Und so standen wir denn einfach da und sahen in stummer Qual zu, wie dieses widerwärtige Weibsbild in den gläsernen Gefäßen herumfuhrwerkte mit ihren fiesen Fingern.

Es gab noch etwas an Mrs. Pratchett, das wir nicht ausstehen konnten: ihr Geiz nämlich. Wer nicht wenigstens einen Sixpence auf einmal ausgab, bekam von ihr keine Tüte. Stattdessen wickelte sie einem die Süßigkeiten in einen Fetzen Zeitungspapier, wovon sie immer einen Stapel auf dem Ladentisch liegen hatte.



Jeder kann sich denken, dass wir nur zu gerne dieser Mrs. Pratchett eins auswischen wollten, und zwar ordentlich. Nur wussten wir nicht, wie wir das anstellen sollten. Wir haben alle möglichen Pläne gewälzt, aber die taugten dann doch nichts. Bis wir eines schönen Tages plötzlich auf etwas Wunderbares gestoßen sind: auf eine tote Maus.

[...]